

## Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?

von Jürgen Osterhammel

„Erweiterung“ ist seit den 80er Jahren eine Denk- und Aktionsform der Historischen Sozialwissenschaft gewesen.<sup>1</sup> Waren die Fundamente einmal gelegt, waren Methodologie, Terminologie, Wissenschaftsethik, Traditionswahl, disziplinäre Nachbarschaften, Themensystematik, politische Haltung und die Grundzüge einer modern-aufgeklärten Deutung der deutschen Geschichte (zunächst im langen 19. Jahrhundert) am Platze, standen Zeitschrift und Buchreihen unter Dampf, dann schlug die Stunde der Erweiterung. Man ist dabei mit einer Behutsamkeit zu Werke gegangen, die angesichts des kämpferischen Temperaments der Gründer auf den ersten Blick überrascht. Die Historische Sozialwissenschaft ist durch Intensivierung gewachsen, nicht durch Extensivierung, eher wie eines der von Clifford Geertz beschriebenen unendlich minutiös gepflegten javanischen Reisfelder<sup>2</sup> als durch kolonisierende Landnahme großen Stils. Das war selbstverständlich eine kluge, ja, die einzig mögliche Strategie. Nur so ließ sich das Paradigma testen und erhärten, nur so jene Masse an fein zugerichtetem Forschungsgestein anhäufen, aus der die Kathedrale von Hans-Ulrich Wehlers „Deutscher Gesellschaftsgeschichte“ erbaut wird. Dieser langsame Prozeß kumulativer Anreicherung und Binnenverdichtung sah sich – gerade das war ja auch debattenselig gewünscht – Herausforderungen ausgesetzt, auf die sich unter anderem mit Erweiterung reagieren ließ. Eine vitale Wissenschaftsrichtung lernt von ihren Kritikern, um schließlich möglichst schlauer zu sein als diese selbst. „Erweiterung“ in solcher Absicht bedeutete Übernahme und Anverwandlung des für wertvoll Befundenen, gleichzeitig resolute Abweisung des Unzumutbaren. So ergänzte sich der Theoretikerolymp um die eine oder andere Leitfigur, das Ansatzspektrum um ein wenig Handlungsorientierung, Hermeneutik und sogar Anthropologie und vor allem um den schon früh gewürdigten und auch praktizierten, nun weiter gestärkten internationalen Vergleich.

Im großen und ganzen scheinen solche vorsichtigen Einverleibungsoperationen gelungen zu sein und zu einer erheblichen Auffrischung und Bele-

bung des Grundkonzepts der frühen 70er Jahre geführt zu haben. Wie die Anthropologie lehrt, gehören zu erfolgreichem „boundary maintenance“ aber gleichermaßen Inklusion wie Exklusion, und so blieben denn einige der ältesten Frontstellungen felsenfest gezogen: zur Geschichte der internationalen Beziehungen (oft antiquiert als „Politikgeschichte“ oder gar Diplomatiegeschichte bezeichnet), zur politischen Zeitgeschichte und im Grunde auch zur Ideengeschichte, die – als „intellectual history“ oder „Diskursgeschichte“ – natürlich längst nicht mehr das ist, als was sie in den 60er Jahren so heftige Aversionen erregt zu haben scheint. Daneben gibt es noch so etwas wie unbehagliche Indifferenz, vor allem im Verhältnis zur Wirtschaftsgeschichte, die in der Nachfolge Schmollers, Max Webers und Schumpeters eigentlich zum Kernbereich einer Historischen Sozialwissenschaft gehören sollte und deren Verteidigung gegen einen nicht immer zeitgemäßen „kulturalistischen Zeitgeist“ (Jürgen Kocka) ein überfällige Pflicht wäre.<sup>3</sup> Insgesamt läßt sich also ein Primat prinzipienfester Identitätssicherung vor opportunistischer Trendumarmung feststellen. Auch den Versuchungen einer „histoire totale“ wurde mit sicherem Instinkt und guten Gründen trotz gelegentlicher Anfechtungen widerstanden.<sup>4</sup>

Eine andere Erweiterung die ausblieb, war die geographische, oder besser gesagt: die des horizontalen Referenzbereichs. Nicht aufgrund von vagen Eindrücken, sondern nach exakter quantitativer Untersuchung der ersten 25 Jahrgänge von „Geschichte und Gesellschaft“ hat Lutz Raphael von einer „nationalzentrierten Sozialgeschichte“ gesprochen.<sup>5</sup> Auch wenn es selbst dafür Gründe in der fortwirkenden Abendlandfixierung des sonst so streng beurteilten deutschen Historismus, in der nationalpädagogischen Selbstbeauftragung der posthistoristischen, sozial-liberal-demokratischen Geschichtswissenschaft und eben in dem bereits angesprochenen selbstdisziplinierten Professionalismus geben mag, bleibt dieser Befund doch erstaunlich. Keine der international maßgebenden geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften ist ähnlich introspektiv, ja, provinziell angelegt. Und selbst

3 J. Kocka, Historische Sozialwissenschaft heute, in: P. Nolte u. a. (Hg.), Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte, München 2000, S. 5–24, hier 21. Kockas Plädoyer für eine „Restituierung der Wirtschaftsgeschichte“ (S. 22) verdient kräftige Unterstützung.

4 Vgl. H.-U. Wehler, What is the „History of Society“? in: E. Lönnroth u. a. (Hg.), Conceptions of National History: Proceedings of Nobel Symposium 78, Berlin 1994, S. 271–84, hier 271 f. Allerdings entwertet das hier angeführte Simmel-Zitat nicht unbedingt Fernand Braudels Konzept einer „histoire totale“ oder sämtliche möglichen Entwürfe von „Weltgeschichte“. Und siehe auch das Ziel, „Wechselwirkungen innerhalb einer historischen Totalität“ zu ermitteln, bei H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1, München 1987, S. 21. Worum geht es? Wohl um nichttotalisierende „Zusammenhangserkenntnis“ (Kocka, Historische Sozialwissenschaft heute, S. 18). Wer würde das anfechten wollen?

5 L. Raphael, Nationalzentrierte Sozialgeschichte in programmatischer Absicht. Die Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens, in: GG 25. 1999, S. 5–37, hier S. 24 f.

1 Vgl. aber bereits W. Conze, Sozialgeschichte in der Erweiterung, in: NPL 19. 1974, S. 501–08.

2 C. Geertz, Agricultural Involution: The Processes of Ecological Change in Indonesia, Berkeley 1963, S. 69–82. Jede Gelegenheit ist willkommen, um darauf hinzuweisen, daß bei Geertz mehr zu finden ist als zwei oder drei kanonische Aufsätze zur „Kulturtheorie“.

unter den vielen Bänden von Hans-Ulrich Wehlers unentbehrlicher „Neuer Historischer Bibliothek“, die sich, anders als „Geschichte und Gesellschaft“ und die „Kritischen Studien“, weitherzig zur Frühen Neuzeit geöffnet hat, findet man sehr wenig zu Westeuropa und nichts außer Albert Wirz' vorzüglicher Darstellung von Sklavenhandel und Sklaverei zu den großen weltgeschichtlichen Erscheinungen der letzten Jahrhunderte.<sup>6</sup> Eine Wissenschaftsrichtung, die jedwede Deuschtümelei offen bekämpft, die dem Universalisten Max Weber huldigt und neueren Universalisten wie Eric Hobsbawm, Barrington Moore, Charles Tilly oder neuerdings Wolfgang Reinhard den Respekt nicht verweigert, leistet sich, ohne dies jemals einer Rechtfertigung für wert befunden zu haben, eine nach allen Maßstäben verblüffende Nabelschau.

Albert Wirz, als namhafter Afrikahistoriker dazu berufen, plädiert in seinem Beitrag<sup>7</sup> selbstverständlich für eine Öffnung der deutschen Geschichtswissenschaft und insbesondere der Historischen Sozialwissenschaft über die Grenzen Europas hinaus, aber er denkt mit Recht nicht an eine bloße Hinzufügung neuer geographischer Sphären.<sup>8</sup> Wenn, wie Wehler selbst eingeräumt hat, der Gesellschaftsbegriff der Gesellschaftsgeschichte sogar auf die USA, die prototypische Einwanderergesellschaft, nicht ohne weiteres übertragbar ist,<sup>9</sup> wie dann auf soziale Gebilde nichtokzidentaler Provenienz? Es wäre naiv und gewaltsam, eine Theorie- und Begriffsapparatur, die gute Dienste bei der Analyse gesellschaftlicher Modernisierung in Mitteleuropa geleistet hat, unverändert auf Japan, Ägypten oder Haiti „anzuwenden“. Umgekehrt warnt Wirz – und man kann ihm nur beipflichten – vor einer pauschalen Exotisierung „der Anderen“; also, wie es im „postkolonialen“ Sprachspiel heißt, einem „othering of the Other“. Im Klartext: Die Gesellschaftsgeschichte braucht keineswegs an den Grenzen Europas ihre Zuständigkeit an Ethnologie oder Anthropologie abzugeben. Diese Wissenschaften, über die auch Historiker, die sie empfehlen, oft erstaunlich schlecht unterrichtet sind,<sup>10</sup> können z. B. Verwandtschaftssysteme oder sinnhafte Rituale sehr gut beschreiben, verfügen aber über keine besonderen oder gar exklusiven analytischen Mittel, um etwa die komplex hierarchisierten traditionellen Gesellschaften Asiens, die heute eher als Varianten

6 A. Wirz, Sklaverei und atlantisches Weltssystem, Frankfurt 1984. Vgl. auch J. Osterhammel, Sklaverei und die Zivilisation des Westens, München 2000.

7 Vgl. den Beitrag in diesem Heft.

8 Auch im vorliegenden Aufsatz geht es nicht einfach darum, für eine Subdisziplin „Außereuropäische Geschichte“ zu werben. Vgl. J. Osterhammel, Außereuropäische Geschichte. Eine historische Problemskizze, in: GWU 46. 1995, S. 253–76.

9 Wehler, What is the „History of Society“, S. 277.

10 Eine Ausnahme (allerdings die Unterschiede zwischen Sozial- und Kulturanthropologie verschleifend) ist T. Sokoll, Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft, in: T. Mergel u. T. Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 233–72.

eines universalen Typus „vorindustrielle Gesellschaft“ denn als Ausprägungen einer besonderen „asiatischen Produktionsweise“ (Karl Marx) oder „oriental society“ (John Stuart Mill) gesehen werden,<sup>11</sup> oder gar die Prozesse ihrer Modernisierung zu erfassen. Die unausgesprochene Formel „Für uns Soziologie und Sozialgeschichte, für die Anderen die Anthropologie“ würde bloß uralte Klischees von geschichtsmächtigen und geschichtslosen Teilen der Menschheit, Kultur- und Naturvölkern pseudotheoretisch reproduzieren.

Es wird übrigens bei einer undifferenziert enthusiastischen Rezeption „postkolonialer“ Theorie allgemein zu wenig beachtet, daß dort, wo Edward Saids an Gramsci und Foucault angelehnte Kritik des westlichen „Orientalismus“ zutrifft,<sup>12</sup> einer die kulturellen Unterschiede betonenden Anthropologisierung des Anderen oder gar „Fremden“ der Boden entzogen wird. Wenn die distanzierende Etikettierung „anderer“ Kulturen als diskursiver Machtmißbrauch pauschal in Verdacht gerät, dann trifft dieser Verdacht mit voller Wucht Wissenschaften wie die Ethnologie/Antropologie, deren Existenzanspruch darauf beruht (oder bis in die jüngste Vergangenheit beruht hat), ein spezielles Wissen über Andersartigkeit hervorbringen zu können.<sup>13</sup> Daraus folgt keineswegs, der Anthropologie zu entraten. Der verfremdende Blick, der „unserer“ Sozialgeschichte so wohl zu tun scheint, ist aber im kolonialen und interkulturellen Entstehungszusammenhang der Anthropologie niemals ganz von herrschaftlichem Besserwissen zu trennen. Ebenso sinnvoll wie die – durchaus notwendige – Stärkung besonderer anthropologischer Sichtweisen in der Historie wäre daher – auf den Pfaden Max Webers – die Suche nach einer theoretisch und terminologisch verfeinerten *allgemeinen* Sozial- und Geschichtswissenschaft, die Außereuropäisches kommensurabel macht, statt es in wissenschaftlichen Sonderdiskursen zu entsorgen. Ich empfehle daher eine Art von analytischem Gegenverkehr: So wie die an außerokzidentalen Gesellschaften entwickelten Verfahren der Anthropologie mit Gewinn auf europäische Sujets angewendet werden können, so verdienen umgekehrt diese außerokzidentalen Gesellschaften die Chance, sich in kulturneutralen Kategorien einer allgemeinen Beschreibungssprache erfassen zu lassen.

Albert Wirz verfolgt diese Spur nicht weiter und fragt nicht nach den Umrissen eines universalistisch ergänzten Gesellschaftsbegriffs; ich komme daher später auf dieses Problem zurück. Wichtiger ist ihm der Entwurf einer Geschichte Europas unter Einbeziehung der „Außenperspektive“. Dazu sagt er

11 Vgl. P. Crone, Pre-Industrial Societies, Oxford 1989, Kap. 2–7.

12 Vgl. als jüngste Übersicht über die Debatte: Z. Sardar, Orientalism, Buckingham/Phil. 1999.

13 Eine Reaktion auf dieses Problem ist die „selbstreflexive“ Wende solcher Anthropologen gewesen, die sich nun hauptsächlich mit der Geschichte ihres eigenen Faches und seiner Vorläufer beschäftigen.

Wichtiges und Richtiges. Das Selbstverständnis des neuzeitlichen Europa hat sich in der Tat wesentlich in der Auseinandersetzung mit anderen Zivilisationen, insbesondere den asiatischen, herausgebildet.<sup>14</sup> Umgekehrt entdeckt man seit einigen Jahren immer mehr Texte, in denen Nicht-Europäer – keineswegs nur als staunende Wilde – das Europa des 19. und 20. Jahrhunderts kommentieren und zuweilen sogar hellsichtig analysieren.<sup>15</sup> Aber das ist Diskursgeschichte und nicht darauf angewiesen, einen Platz im Hause der Gesellschaftsgeschichte zu finden. Näher an genuin sozialgeschichtlichen Fragestellungen liegt die Beobachtung, daß die europäische Expansion keine belanglose Nebensächlichkeitsgeschichte war, sondern geradezu die global wirksame, einzigartige Existenzform Europas darstellt. Es ist keine eurozentrische Anmaßung zu behaupten, daß Europa sich stärker in die Welt hinaus entworfen hat als andere Zivilisationen.<sup>16</sup> Deutschen Historikern ist dies schwer plausibel zu machen; sie denken begreiflicherweise allenfalls an Kamerun und Samoa. Aber die Gesellschaftsgeschichte vor allem Großbritanniens, Portugals und der Niederlande sowie in mancher Hinsicht auch die russische und die französische bleiben unvollständig oder gar unverständlich, wenn man sie aus ihren imperial-kolonialen Zusammenhängen löst. Susanne-Sophia Spiliotis hat die treffende Formulierung gefunden, daß in vielen Fällen – nicht nur dem griechischen – „der gesellschaftliche Problemlösungsrahmen über den nationalstaatlichen hinausreicht“.<sup>17</sup> In weiterer Sicht, die auch Deutschland einschließt, sind es überhaupt Fernwanderungen aller Art, die in den Mittelpunkt einer die Innen- und Außenperspektiven verschränkenden Geschichte Europas gerückt werden sollten.<sup>18</sup> Nachdem nun Klaus J. Bades großes Werk vorliegt, läßt sich getrost die Forderung nach der Zentralität der Migrationsforschung für die Gesellschaftsgeschichte Europas erheben.<sup>19</sup>

14 Ich selbst habe z. B. die These von der Geburt der Soziologie aus dem Geiste kultureller Differenz gewagt: J. Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998, S. 347 f. Zum 19. Jahrhundert vorzüglich: G. Blue, *China and Western Social Thought in the Modern Period*, in: T. Brook u. d. (Hg.), *China and Historical Capitalism: Genealogies of Sinological Knowledge*, Cambridge 1999, S. 57–109.

15 Vgl. etwa A. Burton, *At the Heart of Empire: Indians and the Colonial Encounter in Late-Victorian London*, Berkeley 1998, sowie zahlreiche Aufsätze von M. Harbsmeier, z. B. *Schauspiel Europa. Die außereuropäische Entdeckung Europas im 19. Jahrhundert am Beispiel afrikanischer Texte*, in: *Historische Anthropologie* 2. 1994, S. 331–50.

16 Es ist dies nicht eine dichotomische Frage von „the West and the rest“, sondern eine solche gradueller Abstufungen. An zweiter Stelle kam die Dynamik der islamischen Welt. Vgl. etwa R. M. Eaton, *Islamic History as Global History*, in: M. Adas (Hg.), *Islamic and European Expansion: The Forging of a Global Order*, Philadelphia 1993, S. 1–36.

17 Vgl. den Beitrag in diesem Heft, S. ■.

18 Am nächsten kommt einer solchen Verschränkung bisher (allerdings mit frühneuzeitlichem Akzent): P. Rietbergen, *Europe: A Cultural History*, London 1998.

19 K. J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000. Theoretisch hilfreich ist L. Pries (Hg.), *Transnationale Migration*, Baden-Baden 1997 (= *Soziale Welt*, Sonderbd. 12).

Daran, ob sämtliche Phänomene der Grenzüberschreitung unter der Bezeichnung des „Transfers“ gut aufgehoben sind, mag man indes zweifeln. Albert Wirz hat sogar eine Gesellschaftsgeschichte vor Augen, „welche sich in erster Linie als Transfergeschichte versteht“. Hier wird mit sympathischer, aber arg übertriebener Radikalität von einem Paradigma, das geradezu einen Solipsismus der Nationalhistorie als unhinterfragte Selbstverständlichkeit voraussetzte (die übrigens durch internationale Vergleiche zwischen mehreren solcher monadischen Einheiten kaum in Frage gestellt wird), der Salto mortale aus den Strukturen in die dynamischen Netzwerke erwartet. Also nicht Erweiterung, sondern phoenixhaft gereinigte Neugeburt. Sympathisch ist mir dies allein schon deshalb, weil Wirz und ich, insofern wir uns als „Außereuropa“-Historiker verstehen, es immer schon mit offenen, mit „permeierten“ (Spiliotis) Gesellschaften hybriden Typs zu tun haben: mit überlappenden Nachbarschaften, ethnisch geschichteten Systemen, Vielvölkerreichen. Beziehungsgeschichte ist in solcher Sicht keine späte Errungenschaft von höherem Komplexitätsgrad, keine analytische Überformung der Nationalgeschichte, sondern die natürliche Ausgangslage, die nationalgesellschaftliche Form menschlicher Vergemeinschaftung hingegen ein evolutionärer Sonderfall. Historikern Alteuropas ist diese natürliche Hybridität von Gesellschaften geläufiger als Experten für das 19. und 20. Jahrhundert. „Die Geschichte selbst“, so hat der schweizerische Frühneuzeithistoriker Herbert Lüthy bereits 1967 geschrieben, „ist bis in die Gegenwart eine Stratifikation von ursprünglichen und sekundären Kolonisationen“.<sup>20</sup> Friedrich Tenbruck hat diesen Gedanken später kritisch gegen die Gesellschaftsgeschichte gekehrt, ohne damit offenbar die Debatte der Angesprochenen geweckt zu haben.<sup>21</sup>

Von Bewegungen und Beziehungen her zu denken, von Fernhandel und Migration, von Eroberung und Religionsausdehnung, bedeutet auch, nicht erst am Horizont fortschreitender Erweiterung und Verallgemeinerung zu „Problemdefinitionen mit globalem Anspruch“ (Jürgen Kocka) zu gelangen, sondern bereits mit ihnen zu *beginnen*. Das ist nicht so schwer, wie es zunächst klingt (und hat übrigens mit Totalitätsansprüchen nicht das geringste zu tun), denn die Grundfragen menschlicher Existenzsicherung und Weltdeutung sind begrenzt, jedenfalls weniger zahlreich als die realisierten und möglichen Problemlösungen. Die „innere Verknüpfung zwischen lokalen Erscheinungen und globalen Zusammenhängen“<sup>22</sup> muß daher nicht ein-

20 H. Lüthy, *Die Epoche der Kolonisation und die Erschließung der Erde 1967*, in: E. Schuljin (Hg.), *Universalgeschichte*, Köln 1974, S. 240–54, hier 240.

21 F. H. Tenbruck, *Gesellschaftsgeschichte oder Weltgeschichte?* in: *KZfSS* 41. 1989, S. 417–39. Vgl. auch J. Osterhammel, *Internationale Geschichte, Globalisierung und die Pluralität der Kulturen*, in: W. Loth u. d. (Hg.), *Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten*, München 2000, S. 287–308.

22 Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 21.

sinnig vom Kleinen zum Großen aufsteigend erfolgen, sondern kann an *beiden* Enden beginnen. Joachim Radkaus globale Umweltgeschichte ist dafür ein schönes Beispiel.<sup>23</sup>

Mit solchen Ansinnen wird die Gesellschaftsgeschichte wenig anfangen können, und es ist ihr nicht zu verdenken. Mit allem, was inkrementale Erweiterung übersteigt, wenden Albert Wirz und ich uns an die falsche Adresse. Die Gesellschaftsgeschichte hat ihr *forte* in der beispiellos durchkategorisierten, zunehmend durch die Auslotung von Handlungschancen und „Sinnbildung“ (Jörn Rüsen) ergänzten Analyse deutlich begrenzter Sozialzusammenhänge. Auf der Ebene der Synthese ist die Makro-Form der deutschen Gesellschaft gefüllt worden. Mindestens für Frankreich und die Sowjetunion – einen sehr schwierigen Fall, bei dem meist die nichtrussischen Reichsteile ausgeblendet werden – hat man mit einigem Erfolg Ähnliches versucht.<sup>24</sup> Das Darstellungsmodell nationaler Gesellschaftsgeschichte ist also keineswegs erschöpft, vor allem dann nicht, wenn man die Bindung an staatsbezogene Territorialvorstellungen lockert. So dürfte Susanne-Sophia Spiliotis keine Geschichte des neuzeitlichen Griechenland schreiben wollen – aber vielleicht eine der Griechen? Aus solchen Bausteinen wird die nächste große Erweiterungsetappe zu bestreiten sein: eine Gesellschaftsgeschichte Europas.

Sie müßte selbstverständlich mehr darstellen als eine bloße handbuchartige Addition von Nationalgeschichten<sup>25</sup> und sogar mehr als eine Bündelung bilateraler Vergleiche zwischen säuberlich freipräparierten nationalgesellschaftlichen Entwicklungspfaden. Die Frage wird dabei nicht zu vermeiden sein, ob sich in wissenschaftlich verantwortbarer Weise – an Ideologisierung dieses Problems hat es nie gefehlt – von einem sozialgeschichtlich distinkten gesamteuropäischen Zivilisationstypus sprechen läßt. Hier ist der *Außenvergleich* gefragt. Er darf ruhig „punktuell“ oder partial sein. Anders als Albert Wirz sehe ich darin nicht das übermäßig bescheidene Gegenteil von „systematisch“, sondern die richtige Einsicht in die methodische Unerreichbarkeit von *Totalvergleichen*, die notwendig mit „essentialisierenden“ Vermutungen über das Wesen ganzer Zivilisationen verbunden sind. Der Außenvergleich Europas – also der möglichst symmetrisch anzulegende historische Zivilisationsvergleich – muß aber beiderseitig auf solidester Empirie beruhen, denn mit den geistreichen Impressionen, die manche Richtungen einer weltweit schweifenden Kultursoziologie feilhalten, ist es für Historiker, stoffnahen Spezialisten für Veränderung, nicht

23 J. Radkau, *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt*, München 2000.

24 Vgl. etwa H.-G. Haupt, *Sozialgeschichte Frankreichs seit 1789*, Frankfurt 1989; M. Hildermeier, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates*, München 1998.

25 Das gibt es bekanntlich schon: W. Fischer (Hg.), *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, 6 Bde., Stuttgart 1980–1990.

getan. Zu solcher empirischen Solidität gehört auch, daß der alte und inzwischen sogar festrednerisch verschlissene Topos von Europas einzigartiger Einheit in der Vielfalt sich in nachprüfbarere Forschungshypothesen übersetzen lassen muß. Wo finden wir diese Einheit? „Entangled histories“: selbstverständlich, aber wie beschreiben wir solche Verwicklungen?<sup>26</sup> Damit sind wir wieder bei der „transnationalen Gesellschaftsgeschichte“, der ich mich etwas vorsichtiger annähern möchte als Albert Wirz, anders gesagt: indem ich mir, ähnlich wie Susanne-Sophia Spiliotis, um einer vermittelbaren Argumentation willen das Denkschema der „Erweiterung“ zu eigen mache. „Transnationale Gesellschaftsgeschichte“ soll daher nicht als eine *ganz andere* Gesellschaftsgeschichte projiziert werden, sondern als eine Fortführung des Erreichten zunächst in europäischer, dann in globaler Fluchtlinie.

Was bedeutet „transnational“? Der Begriff ist in der Geschichtswissenschaft noch kaum eingeführt. In anderen Bereichen scheint er eine gewisse appellative Konjunktur zu genießen, taucht er doch mitunter in Buchtiteln auf, ohne daß sich die Autoren der Mühe einer Definition unterzögen.<sup>27</sup> „Supranationalität“ ist etwas anderes: die in Europa nach 1950 weltgeschichtlich neuartige Herausbildung einer bürokratisch teilautonomen Handlungssphäre mit Souveränitätsrechten oberhalb fortbestehender Einzelstaaten.<sup>28</sup> Das Wort „international“, schon 1780 durch Jeremy Bentham geprägt, betrifft im strengen Wortsinn die Beziehungen zwischen *staatlichen* Akteuren in einem pluralen Staatensystem.<sup>29</sup> Davon hat sich der heutige Sprachgebrauch entfernt. Neben diplomatischen und militärischen gibt es ökonomische und kulturelle Beziehungen. Die ältere Konnotation des Kosmopolitischen hat sich während der letzten Jahrzehnte wieder verstärkt. Seit der Gründung des

26 Besonders weit sind hier neue Beiträge zur Geschichte von Staat und Staatlichkeit in Europa vorgedrungen. Vgl. W. Reinhard, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 1999; L. Raphael, *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt 2000. In zivilisationsvergleichender Sicht sehr anregend: P. H. H. Vries, *Twin Power: A Comparative Analysis of the Role of the State in the Rise of the West*, in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient*, i. E.

27 Etwa K. Kroeschell u. A. Cordes (Hg.), *Vom nationalen zum transnationalen Recht*, Heidelberg 1995; P. S. Aulakh u. M. G. Schechter, *Rethinking Globalization(s): From Corporate Transnationalism to Local Interventions*, Basingstoke 2000.

28 Vgl. G. Thiemeyer, *Supranationalität als Novum in der Geschichte der internationalen Politik der fünfziger Jahre*, in: *Journal of European Integration History* 4, 1998, S. 5–21; die soziologische Dimension arbeitet heraus: M. R. Lepsius, *Die Europäische Gemeinschaft und die Zukunft des Nationalstaates*, in: ders., *Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen*, Göttingen 1993, S. 249–64.

29 Zur Begriffsgeschichte: P. Friedemann u. L. Hölscher, *International, Internationalismus*, in: O. Brunner u. a. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 367–97.

Internationalen Komitees vom Roten Kreuz 1863 in Genf, die auch Albert Wirz erwähnt, existiert das, was man heute International Nongovernmental Organizations nennt, eine wichtige Gruppe nicht-staatlicher „Akteure“.<sup>30</sup> Ein Jahr später entstand die Internationale als *übernationale* Kampforganisation europäischer Sozialisten. Heute sprechen Historiker von Internationalisierung und meinen nicht die horizontalen Beziehungen zwischen Staaten, sondern die vertikale Einwirkung von Verbänden höherer Ordnung in nationale Gesellschaften hinein. Sie benutzen den Begriff „Internationalismus“, um damit das Entstehen übernationaler Identitäten zu bezeichnen, und untersuchen zugleich „the process of internationalizing cultural, political and economic practices“, der mit der Nationalstaatsbildung des 19. Jahrhunderts einherging.<sup>31</sup> Verkehrstechnologisch und ökonomisch überschritt dieser Prozeß schon früh die Grenzen des europäischen Kontinents, kulturell nahm er im 20. Jahrhundert die Form tendenziell weltweiter Verwestlichung an. Auch Jürgen Kocka spricht übrigens von einer bevorstehenden „Internationalisierung der Historischen Sozialwissenschaft“ und meint damit weniger, daß sie internationale Verbreitung finde, sondern vielmehr, daß sie sich mit übernationalen Phänomenen beschäftigen soll.<sup>32</sup>

Was ist gewonnen, wenn man neben der Semantik des Internationalen die des Transnationalen zu etablieren versucht? Multinationale Konzerne werden seit etwa zwei Jahrzehnten vielfach als „transnational corporations“ bezeichnet. Eine deutliche Abgrenzung der Begriffe habe ich nicht gefunden.<sup>33</sup> In der Theorie der International Relations (IR) spricht man seit spätestens 1969 von „transnationaler Politik“.<sup>34</sup> Ursprünglich waren mit „transnational relations“ sämtliche Interdependenzen der Weltpolitik mit Ausnahme offizieller Beziehungen zwischen Regierungen gemeint. Das hat sich als zu weit erwiesen. Neue Definitionsversuche legen berechtigten Nachdruck auf angebbare Träger solcher Beziehungen: „clearly identifiable actors or groups of actors . . . linking at least two societies“.<sup>35</sup> Sozialhistorisch

30 Dazu historisch: J. Boli u. G. M. Thomas (Hg.), *Constructing World Culture: International Nongovernmental Organizations since 1875*, Stanford 1999.

31 Vgl. die Einleitung zu M. H. Geyer u. J. Paulmann (Hg.), *The Mechanics of Internationalism: Culture, Society, and Politics from the 1840s to World War I*, Oxford (i. E.). Einsicht mit freundlicher Genehmigung der Verfasser.

32 Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 21.

33 Vgl. das Flaggschiff einer riesigen Literatur: J. H. Dunning (Hg.), *United Nations Library on Transnational Corporations*, 20 Bde., London 1993, bes. Bd. 1: *The Theory of Transnational Corporations*. Maßgebende Historiker (Mira Wilkins, Alfred D. Chandler) halten an „multinational“ fest.

34 Vgl. K. Kaiser, *Transnationale Politik*, in: E.-O. Czempel (Hg.), *Die anachronistische Souveränität*, Köln 1969, S. 80–109; R. O. Keohane (Hg.), *Transnational Relations and World Politics*, Cambridge/Mass. 1972.

35 T. Risse-Kappen, *Introduction*, in: ders. (Hg.), *Bringing Transnational Relations Back In: Non-State Actors, Domestic Structures and International Institutions*, Cambridge 1995, S. 3–33, hier 8.

bringt dieser IR-typische Formalismus nicht viel. Ergiebiger sind zwei andere Ansätze: Zum einen hat die soziologisch-ethnologische Untersuchung gegenwärtiger Migrantengruppen, etwa von türkischstämmigen Bewohnern der Bundesrepublik Deutschland, gezeigt, wie durch Rollenvariation, Bilingualität und die Ausbildung multipler Identitäten individuelle und kollektive Lebensformen ermöglicht werden, die sich keineswegs in der dünnen Luft eines entrückten Kosmopolitismus realisieren, sondern in *unentwegter* Grenzüberschreitung zwischen weiterhin national verfaßten Gesellschaften und Kulturen. Das Konzept „transnationaler sozialer Räume“ hat hier einen guten Sinn.<sup>36</sup> Die Raummetapher bietet den Vorteil, das oft ignorierte Problem der Begrenzung sozialer Zusammenhänge anzusprechen. Sie läßt die Möglichkeit sich überlagernder und überlappender gesellschaftlicher Verknüpfungen zu und eröffnet die Chance für eine Entwicklungsgeschichte der sich verändernden sozialen Prägekräfte staatlich-nationaler Grenzen.<sup>37</sup> „Transnationalism“ bezeichnet hier eine besondere Kategorie sozialer Beziehungen, die nicht zuletzt im Widerstand gegen fortbestehende nationalstaatliche Einschränkungen, also gleichsam im Schatten der Ausländerbehörde, gelebt werden.<sup>38</sup>

Zum anderen beginnt man, die großräumige, staatliche Grenzen wenig respektierende Integrationskraft der Religionen neu zu entdecken.<sup>39</sup> Nachdem Religion, vor allem in ihrer Erscheinungsweise als individuelle Erfahrung und Frömmigkeit, eine Weile zum Lieblingsthema von *microstoria* geworden war, wird sie erneut in ihrem übernationalen Ordnungspotential sichtbar. Das alte Konzept der Ökumene im Sinne des maximalen Umfangs einer supraethnischen und suprastaatlichen Glaubensgemeinschaft wird wiederbelebt. Die reformatorische, den Katholizismus überhaupt erst im 19. Jahr-

36 Vgl. L. Pries, *Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 25. 1996, S. 437–53; ders. (Hg.), *Migration and Transnational Social Spaces*, Aldershot 1999; T. Faist, *The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces*, Oxford 2000; ders., *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*, Bielefeld 2000.

37 Dies und nicht nur die wechselnde politische Topographie meint K. Pomian (*Europa und seine Nationen*, Berlin 1990, S. 7), wenn er schreibt: „Die Geschichte Europas ist die Geschichte seiner Grenzen.“

38 Ein eindrucksvoller theoretischer Entwurf bei N. Glick Schiller u. a. (Hg.), *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered*, New York 1992, bes. die Einleitung (S. 1–24). Simpler im Ansatz, aber voller historischer Anregungen: P. Savard u. B. Vigezzi (Hg.), *Multiculturalism and the History of International Relations from the 18<sup>th</sup> Century up to the Present*, Mailand 1999.

39 Vorzüglich im theoretischen Zugriff und in der Präsentation von Beispielen aus aller Welt: S. H. Rudolph u. J. Piscatori (Hg.), *Transnational Religion and Fading States*, Boulder/Col. 1997. Dieser Ansatz sollte durch den der Konversionsforschung ergänzt werden. Vgl. P. van der Veer (Hg.), *Conversion to Modernities: The Globalization of Christianity*, New York 1996.

hundert erfassende Nationalisierung von Kirchen erscheint als religionsgeschichtlicher Sonderfall.

Soweit eine kursorische Umschau in der Theorielandschaft. Sie ist nötig, damit wir Historiker nicht versuchen, das Rad neu zu erfinden. Was also darf von einer „transnationalen Gesellschaftsgeschichte“ erwartet werden? Zunächst: behält man den etwas trügerischen, theoretische Tiefe vorspiegelnden Begriff des Transnationalen bei, dann sollte man ihn nicht zu scharf von den neuen Richtungen bei der Erforschung von Internationalität und Internationalismus abgrenzen. Dient das Wort „transnational“ nur dazu, zu signalisieren, man habe als Sozialhistorikerin oder als Kulturhistoriker mit den „neorankeanischen“ Chronisten der internationalen Beziehungen und der „Politikgeschichte“ nichts zu schaffen, dann werden antiquierte Gegnerschaften reproduziert. In Wahrheit ist eine Annäherung der historiographischen *two cultures* überfällig. Eine Gesellschaftsgeschichte, die ihr nationales Gehäuse verläßt, und eine Internationale Geschichte, die längst nicht mehr an die Autonomie oder gar den Primat der Staatskanzleien glaubt, hätten sich manches zu sagen.<sup>40</sup>

Abschließend möchte ich in konzentrierter Thesenform einen Aufriß einer künftigen transnationalen Gesellschaftsgeschichte versuchen.

(1) Nationalgeschichtsschreibung ist nicht der historiographiegeschichtliche Normalfall. Sie entstand als Nebenprodukt der Nationalstaatsbildung um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Großbritannien – David Hume, der schottische Historiker Englands, kann als der Erfinder des Genres gelten – und sieht sich heute stetig wachsender Konkurrenz ausgesetzt. Die Forderung nach einer transnational erweiterten Gesellschaftsgeschichte (fortan TG) reagiert auf (a) veränderte Realitätswahrnehmungen und Problemdefinitionen im Zeichen ökonomischer und kommunikationstechnischer „Globalisierung“ sowie fortschreitender Bevölkerungszunahme und Umweltzerstörung, (b) die thematische Erschöpfung des paradigmatischen Kerns der Historischen Sozialwissenschaft nach einem forschungsintensiven Vierteljahrhundert, (c) eine Mißtrauenserklärung, wie sie vom soziologischen Theoriekatheder verkündet wurde: „... regionalistische (nationale) Gesellschaftsbegriffe sind theoretisch nicht mehr satisfaktionsfähig ...“<sup>41</sup>

(2) TG ergänzt ein Denken in Strukturen durch eines in Strömen (*flows, streams*). Ihr zentraler Begriff dürfte das Netz (*network*) werden. Da die

40 Daß Politikwissenschaftler und Historiker des Internationalen mittlerweile das „Machtstaatsparadigma“ hinter sich gelassen haben, zeigt ein kursorischer Blick in Zeitschriften wie „International History Review“, „World Politics“ oder „International Organization“. Vgl. auch G. Ziebura, Die Rolle der Sozialwissenschaften in der westdeutschen Historiographie der internationalen Beziehungen, in: GG 16, 1990, S. 79–103.

41 N. Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt 1997, Bd. 1, S. 31.

kanonischen Theoretiker dazu wenig gesagt haben, ist neue Orientierung gefragt.<sup>42</sup>

(3) TG verabschiedet sich von der auf den Frühhistorismus zurückgehenden Perhorreszierung des Raumes in der deutschen Geschichtsschreibung. Sie schenkt Phänomenen von Grenze und Territorium/Territorialität größte Aufmerksamkeit. Da die Klassiker der Gesellschaftstheorie (mit Ausnahme Georg Simmels) dazu wenig gesagt haben und die heutige Soziologie sich ebenfalls zurückhält, wird eine alte – im Grunde die älteste! – Nachbarwissenschaft der Historie neu entdeckt: die Geographie.<sup>43</sup>

(4) Trotz des vielbeschworenen Souveränitätsverlusts von Nationalstaaten und – in vielen Fällen – der zunehmenden ethnischen Heterogenisierung ihrer Bevölkerungen bleibt die Nationalgesellschaft, gerade auch außerhalb Europas, der *umfassendste* lebensweltliche Bezugsrahmen der meisten Menschen. Auch kontrollieren nationalstaatliche Regierungen nach wie vor Justiz, Polizei, Erziehungswesen und soziale Sicherungssysteme und wirken dort gesellschaftsprägend, wo nicht gerade anarchische Zustände eingekehrt sind. Selbst prototypische Diasporanationalitäten wie Juden und Armenier sind heute, jedenfalls teilweise, nationalstaatlich organisiert. Anders gesagt: Eine europäische Gesellschaft gibt es allenfalls als Tendenz, eine Weltgesellschaft nur als für einige Zwecke nützliche Fiktion (präventiv gesagt: als regulative Idee), nicht als soziologischen Tatbestand im Sinne von Durkheims „kristallisiertem Leben“.<sup>44</sup> Nur Minderheiten bilden bislang und bis auf weiteres transnationale oder kosmopolitische Orientierungen aus. Transnationalität hat also kein sozialstrukturelles Substrat. Daher kann TG – im Bereich der „Erweiterung“ – zwar einer Vielzahl von Milieus, Vergesellschaftungsformen und sozialen Lagen nachspüren,<sup>45</sup> muß sich aber vom Konzept der „Gesamtgesellschaft“<sup>46</sup> lösen. Wie problematisch ein solches

42 Vielleicht bei M. Castells, The Rise of the Network Society, Oxford 1996, bes. S. 376 ff. Das inzwischen häufig verwendete Konzept des „kulturellen Kapitals“ ist allerdings transnational ausbaubar. Vgl. etwa D. Palumbo-Liu (Hg.), Streams of Cultural Capital: Transnational Cultural Studies, Stanford 1997.

43 Vgl. jetzt R. Koselleck, Raum und Geschichte, in: ders., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt 2000, S. 78–96. Vgl. auch J. Osterhammel, Die Wiederkehr des Raumes. Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: NPL 43, 1998, S. 374–97; ders., Raumbeziehungen. Internationale Geschichte, Geopolitik und historische Geographie, in: Loth u. Osterhammel (Hg.), Internationale Geschichte, S. 287–308.

44 E. Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, hg. v. R. König, Neuwied 1961, S. 114. Zur soziologischen Diskussion vgl. R. Stichweh, Zur Theorie der Weltgesellschaft, in: Soziale Systeme 1, 1995, S. 29–45; G. Wagner, Die Weltgesellschaft. Zur Kritik und Überwindung einer soziologischen Fiktion, in: Leviathan 24, 1996, S. 539–56.

45 So hat man von transnationalen Klassen gesprochen: K. van der Pijl, Transnational Classes and International Relations, London 1998 – eigentlich nichts Neues seit dem „Kommunistischen Manifest“.

46 Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1, S. 29.

Konzept ist, zeigen Einwanderergesellschaften, koloniale „plural societies“ oder auch schon kosmopolitisch-„multikulturelle“ Metropolen, in denen unterschiedliche Lebenskreise oder soziale Räume schwach integriert nebeneinander existieren. Dennoch vermag TG sich sämtlicher „central concepts“ zu bedienen, die Peter Burke als Handwerkszeug einer gesellschaftstheoretisch aufmerksamen Geschichtswissenschaft zusammengestellt hat.<sup>47</sup>

(5) TG wird angesichts der heutigen Verfassung der deutschen Geschichtswissenschaft *aus rein praktischen Gründen* vorerst auf Europa beschränkt bleiben, jedoch gibt es dafür, wie Albert Wirz unmißverständlich darlegt, keine systematisch zwingenden Gründe. Die alten Dichotomien Okzident/Orient, Zivilisation/Barbarei, Europa/Außereuropa sind unhaltbar geworden. Alles mögliche, von Saids Dekonstruktion des Orientalismus über eine radikale Rassismuskritik bis zu Vorstellungen von „plural modernities“, ist, insgesamt überzeugend, gegen sie ins Feld geführt worden. Jürgen Kockas „Problemdefinitionen mit globalem Anspruch“ werden bereits erfolgreich entwickelt. Eine kurze Beschäftigung mit einigen neueren Jahrgängen der bei uns nahezu völlig ignorierten Zeitschrift „Comparative Studies in Society and History“ kann dies beweisen. Zwei neuere Beispiele sind keine Ausnahmen: Die Autorinnen und Autoren eines Aufsatzbandes über „Cultures of Scholarship“ haben eine Reihe von Kulturen schriftlicher und oraler Gelehrsamkeit beschrieben und sich in einigen der Fälle gefragt, was mit traditionalem Gelehrtentum – in China, in Peru, in der islamischen Welt, usw. – bei der Berührung mit westlicher Wissenschaft geschehen ist: eine lupenreine transnationale Fragestellung, die obendrein Sozial- und Kulturgeschichte auf eine unentwirrbare Weise miteinander verbindet.<sup>48</sup> Im zweiten Beispiel geht es um die Einführung des Frauenstimmrechts in verschiedenen Teilen des British Empire.<sup>49</sup> Ein klassisches Thema im Zusammenhang der Herausbildung einer „europäischen Bürgergesellschaft“. Aber wer hatte bisher daran gedacht, daß bereits 1893 die Frauen Neuseelands – einschließlich der einheimischen Maori! – Wahlrecht erhielten, 1902 die weißen Frauen Australiens, doch erst 1928 die Frauen im Vereinigten Königreich. Als besitzende Inderinnen 1935 erstmals zur Wahl gehen durften, war übrigens das (allgemeine) Frauenwahlrecht in Frankreich noch neun Jahre entfernt. In jeder dieser historischen Situationen kamen besondere gesellschaftliche und kulturelle Umstände zusammen, immer traten aber auch der übergreifende koloniale Kontext von Einfluß und Widerstand und der internationalistisch gesonnene Feminismus (*transnational suffragism*) hinzu, also „Transfers“ von außen.

47 Vgl. P. Burke, *History and Social Theory*, Cambridge 1992, S. 44–103.

48 Vgl. S. C. Humphreys (Hg.), *Cultures of Scholarship*, Ann Arbor 1997.

49 Vgl. I. C. Fletcher u. a. (Hg.), *Women's Suffrage in the British Empire: Citizenship, Nation, and Race*, London 2000.

(6) Ist TG dasselbe wie die neuerdings vielbeschworene „Transfergeschichte“? Albert Wirz scheint dies vorschlagen zu wollen. Ich möchte dieses schwierige Thema nicht vertiefen, aber eine skeptische Nachfrage formulieren: Unter Transfer hat man bisher in der Geschichtswissenschaft die gezielte – im Unterschied zur ungeplanten Verbreitung per Diffusion – Übertragung von Kapital und Technologie aus einem Geber- in einen Empfängerkontext verstanden. Durch Analogieschluß ist dieses einfache Modell auf (hoch-) kulturelle Adaptions- und Lernvorgänge zwischen benachbarten europäischen Nationalkulturen bezogen worden.<sup>50</sup> In diesen Ansatz wird die gesamte geistesgeschichtliche Rezeptions- und Wirkungsforschung einbezogen. Shakespeare auf der deutschen Bühne, Kant in Frankreich, Verdi in St. Petersburg – das gehört alles dazu. Transfergeschichte wird als die Geschichte des Transports von Wissen (im weitesten Sinne) verstanden. Als „Außereuropa“-Historiker kann man eine solche Interessenrichtung nur begrüßen, haben *wir* es doch allenthalben mit Transfers zu tun, im Vergleich zu denen die innereuropäischen Kulturanleihen verblissen. Die Ausbreitung von Buddhismus, Islam und Christentum, die Entstehung „transnationaler“ Weltsprachen (zu denen im mittelalterlich-frühneuzeitlichen Asien auch das Persische gehörte), der Transfer ganzer Rechtsordnungen, Staatsverfassungen, Bildungssysteme, Konsumpräferenzen, künstlerischer Genres und Idiome über Zivilisationsgrenzen hinweg – all das sind Transfers von nicht zu überschätzender Wirkung, weltgeschichtliche Vorgänge par excellence. Man sollte sie dennoch nicht allesamt der TG einverleiben. Hier hat dann doch einmal die Unterscheidung zwischen Kultur- und Sozialgeschichte, die mir sonst oft haarspalterisch oder gar unnützlich vorkommt, ihren Sinn. Zumindest sollte sie die reine Ideengeschichte sowie jene Art von absonderlicher Kulturwissenschaft ausschließen, bei der nur noch subjektlose Zeichensysteme miteinander interagieren und Texte sich selbsttätig zu Intertextualität vermengen. Kulturtransfer – per definitionem ein *transnationaler* Vorgang, es sei denn, man würde die Einführung des Kunstjodelns in Ostfriesland dazu rechnen – sollte TG dann und nur dann interessieren, wenn Trägergruppen- und -institutionen namhaft gemacht und dokumentiert werden können und es möglich ist, spezifische Transfervorgänge mit angebbaren Bedürfnissen, Interessen und gesellschaftlichen Funktionen zu verbinden sowie ihre Folgen zu untersuchen. Nur dann wird man einen Transfer auch *erklären* können: warum er stattfand und warum er diese Form annahm und keine andere.

50 Vgl. besonders M. Espagne u. M. Werner (Hg.), *Transferts: les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII<sup>e</sup> et XIX<sup>e</sup> siècle)*, Paris 1988. Wichtig zur theoretischen Grundlegung: R. Muhs u. a. (Hg.), *Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert*, Bodenheim 1998, vor allem die beiden ersten Kapitel (S. 7–43); J. Paulmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*, in: HZ 267, 1998, S. 649–85; jetzt eine weitgespannte Systematik bei M. Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999.

Erweiterung oder Alternative? Diese Frage läßt sich nicht grundsätzlich entscheiden. Allein auf Netzwerken, Strömen und Transfers kann eine Gesellschaftsgeschichte zumindest der national verfaßten späten Neuzeit einstweilen nicht aufgebaut werden. Das erprobte Modell hat also mitnichten ausgedient. Indes können die Erweiterungen, die heute weniger von den Profilierungszwängen nachrückender Wissenschaftlergenerationen als von tiefgreifenden Veränderungen unserer Weltwahrnehmung verlangt werden, nicht länger vorsichtig und kleinschrittig sein. Die Gesellschaftsgeschichte muß ihre Deutschlandzentrierung und noch grundsätzlicher ihr nationalgesellschaftliches Apriori auf den Prüfstand stellen. Sie sollte beginnen, über Räume und Grenzen nachzudenken und sich innerhalb eines horizontal weitgespannten Problemhorizonts vertikal mit der zoomartigen Feindifferenzierung von Analyseebenen zu beschäftigen.<sup>51</sup> Ihr Gesellschaftsbegriff bedarf der Öffnung für unscharfe Mischlagen, Importe von außen, Überschreitungen. Er muß in der Weise universalisiert werden, daß Außereuropäisches nicht reflexhaft einer überforderten Anthropologie zugeschoben wird. Um ein einfaches Beispiel zu nehmen: Auch in Gesellschaften, die heute gemeinhin nicht als Industriegesellschaften eingeschätzt werden, gab es seit dem späten 19. Jahrhundert Industrialisierung mit all ihren sozialen Begleiterscheinungen: in Südafrika, Indien, China, der Türkei, Brasilien, Mexiko usw.<sup>52</sup> Andererseits wäre die industriegesellschaftliche Fixierung des Gesellschaftsbegriffs zu überdenken. Der große Exodus aus der agrarischen Welt ist überall in der Welt noch im Gange und hat sich sogar da und dort mit Deindustrialisierung verbunden. Der Abstand zwischen extrem reichen postindustriellen Gesellschaften und extrem armen Subsistenzökonomien hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen, und ein jeder antikapitalistischen Romantik unverdächtiges Organ wie „The Economist“ erklärt, „that the most pressing moral, political and economic issue of our time is third-world poverty“.<sup>53</sup> Das sollte eine sich internationalisierende Gesellschaftsgeschichte eigentlich interessieren, zumal Gelehrte wie Jared Diamond und David Landes sich jüngst des Themas in historischer Perspektive angenommen haben.

Sofern sich die Gesellschaftsgeschichte vorerst ins Europäische hinein erweitern möchte, sollte sie ihr Europa nicht als hermetische Binnenwelt konzipieren, sondern als randoffene, ausstrahlende und zugleich absorbierende Zivilisation. Sie sollte das Gedankenexperiment von „Problemdefinitionen mit globalem Anspruch“ nicht scheuen. Bevor gleich der Warnruf

vor welthistorischen Generalinterpretationen erschallt und das Lob der mittleren Reichweite gesungen wird, könnte man einmal ausprobieren, was dabei herauskommt.

*Prof. Dr. Jürgen Osterhammel, Universität Konstanz, Philosophische Fakultät, Fachgruppe Geschichte, Universitätsstr. 10, 78457 Konstanz*

51 Vgl. B. Lepetit, *De l'échelle en histoire*, in: ders., *Carnet de croquis: Sur la connaissance historique*, Paris 1999, S. 88–119.

52 Vgl. P. Feldbauer u. a. (Hg.), *Industrialisierung. Entwicklungsprozesse in Afrika, Asien und Lateinamerika*, Frankfurt 1995; P. N. Stearns, *The Industrial Revolution in World History*, Boulder 1993.

53 *The Economist*, 23. September 2000, S. 17 (Leitartikel: „The Case for Globalisation“).